

Rede zum 1. August 2008 in Altikon**„Alles fliesst“**

Liebe Altikerinnen und Altiker

Ich danke Ihnen für die Einladung an Ihre 1. August-Feier. Ich habe mich in den letzten Monaten intensiv mit der Altiker Geschichte im 20. Jahrhundert auseinandergesetzt – mehr davon werden Sie im kommenden Winter in Buchform erfahren. Ein wichtiger Stellenwert kommt dabei auch den Vereinen zu, namentlich dem Turnverein, der Damen- und der Männerriege, die viel zum Dorfleben beitragen. Ihre Darbietung an diesem 1. August zeigt symbolisch Energie, Beweglichkeit und Zusammenhalt der Altiker Bevölkerung. Noch in den 1960er-Jahren wurde im Turnverein Altikon auf Kommando geturnt, bis Ernst Hofmann das Turnen mit Musik einführte.

Einführung des Nationalfeiertags

Der 1. August wurde erstmals 1891 als Nationalfeiertag begangen. Es war dies in einer unruhigen Zeit. Die Schweiz lag zwischen den verfeindeten Nachbarn Deutschland und Frankreich, die einen Krieg nach dem anderen gegeneinander führten. Die Schweiz hatte ihren letzten Krieg 1847 erlebt. Die protestantischen Städte besiegten damals die katholischen Landorte und setzten klugerweise eine Bundesverfassung durch, die den Unterlegenen genügend Rechte gab, dass sie nicht mehr zu den Waffen greifen mussten, um für ihr Überleben zu kämpfen. Die führenden Leute auf der Siegerseite wollten vor allem wirtschaftspolitische Ziele umsetzen: Personenfreizügigkeit, Abschaffung der Binnenzölle, einheitliche Währung, einheitliche Masse und Gewichte. Dafür erhielten die Unterlegenen mit dem Ständemehr und dem Ständerat wirkungsvolle Instrumente, um allzu rasche Neuerungen der damals dominierenden Liberalen blockieren zu können. Der Prozess, der zur Bundesverfassung von 1848 führte, wiederholte sich 100 Jahre später in einem grösseren Rahmen: Nach dem 2. Weltkrieg entschieden sich Deutschland und Frankreich, Strukturen zu schaffen, um künftige Kriege zu vermeiden. Diese Strukturen führten zur heutigen Europäischen Union.

Doch zurück zur Schaffung des Nationalfeiertags. Der Bundesrat wollte damals die Schweiz als stabiles Land mit historischen Wurzeln darstellen, als Fels in der Brandung der unruhigen Nachbarn. Ein Rückgriff auf die

Gründung des Bundesstaates 1848 hätte eine 43-Jahr-Feier erlaubt, da tönte die 600-Jahr-Feier doch wesentlich imposanter.

Wenn wir den 1. August heute feiern, ist dies vor allem ein Anlass zur Freude: Wir leben in einem Land mit wunderschönen, abwechslungsreichen Landschaften, mit einer wirtschaftlichen Stabilität auf hohem Niveau, dem beste Trinkwasser, einem Rechtsstaat, der seinesgleichen sucht, einer ausserordentlich tiefen Kriminalitätsrate. Wir müssen also nicht in die Vergangenheit blicken, um unser Land zu schätzen und zu lieben, wir können selbstbewusst unsere Gegenwart betrachten.

Denn die Vergangenheit war nicht immer so idyllisch:

„Mittlerweile stieg unsre Armuth so sehr, dass mein Vater von seinen Gütern verkaufen musste, um laufende Schulden zu bezahlen. Etliche Wochen litten wir, wenigstens ich, ordentlich Hunger. Meine Eltern arbeiteten in Winterthur und liessen mich allein zu Hause, wo ich oft ganze Tage ohne etwas zu essen zubringen musste.“

Was der Tagelöhner Heinrich Bosshard über seine Jugend in den 1750er Jahren in der Zürcher Herrschaft schildert, hat während Jahrhunderten für viele Familien zugetragen. Der Kampf um die Nahrung hat die Schweizer Geschichte geprägt.

Die kleinräumige Struktur unseres Landes führte dazu, dass sich die Produktionsbedingungen fast von Ortschaft zu Ortschaft unterschieden. Hier in Altikon wurde immer schon Getreide angebaut. Im nahen Tösstal prägte dagegen Alpwirtschaft den Jahresablauf. Wer Alpwirtschaft betrieb, musste Käse exportieren und Getreide importieren – nicht aus Altikon oder Ellikon, wo das Getreide höchstens für den Eigenbedarf reichte, sondern aus Süddeutschland.

Flurzwang behindert Innovation

Technisch veränderte sich während Jahrhunderten wenig. Alpwirtschaft blieb Alpwirtschaft, Getreidebau blieb Getreidebau – in Altikon, wie in den meisten Ackerbaudörfern des Mittellandes, mit Flurzwang. Das heisst, die Grundeigentümer durften nicht frei über ihren Boden verfügen, sondern mussten gemäss der Gewohnheit und den Entscheiden der Zehntherren und der Zivilgemeinde gemeinsam mit allen anderen Grundeigentümern ein bestimmtes Getreide an einem bestimmten Tag aussäen und an einem bestimmten Tag wieder ernten. Eine Zelge wurde mit Wintergetreide – meist mit Dinkel – besät, eine mit Sommergetreide, beispielsweise Weizen, die dritte lag brach und wurde als gemeinschaftliche Weide für die Zugtiere genutzt. Daran änderte sich während rund tausend Jahren, von

etwa 800 bis 1800, fast nichts. Was sich aber in dieser Zeit änderte, waren Klima und Bevölkerungsdichte.

Kriminalität und Kriege

Das Klima war während des Hochmittelalters, von etwa 800 bis um 1270, günstig, die heutige Schweiz relativ dünn besiedelt. Dann kam die Wende. Die Winter wurden länger und strenger, die Sommer niederschlagsreicher. Plötzlich konnte die während des Hochmittelalters stark angewachsene Bevölkerung nicht mehr ernährt werden.

Die dadurch ausgelöste Krise führte zu einem Anstieg der Kriminalität, wobei ein nahtloser Übergang vom Diebstahl eines Nutztiers über die Plünderung eines Hofs bis zu ausgewachsenen Schlachten feststellbar ist. Die allgemeine Unsicherheit wurde 1290 verstärkt durch den Tod Kaiser Rudolfs von Habsburg. In dieser unsicheren Situation erneuerten Uri, Schwyz und möglicherweise Ob- und Nidwalden ihren alten Landfriedensbund, den man heute etwa als Nichtangriffspakt und Rechtshilfeabkommen bezeichnen könnte.

Die Krise verschärfte sich weiter. 1313 brach in ganz Europa eine Hungersnot aus. Die notleidenden Schwyzer plünderten im Frühjahr 1314, nachdem die letzten Vorräte ausgegangen waren, das Kloster Einsiedeln. Das Kloster war in grossen Teilen von Schwyz Zins- und Zehntherr, bezog also rund 20 Prozent der jeweiligen Ernte, ohne dafür eine substantielle Gegenleistung zu erbringen. Im November 1315 zog im Rahmen gesamt-europäischer Konflikte zufällig ein habsburgisches Ritterheer in der Nähe von Schwyz durch. Da Habsburg Schutzherr des Klosters Einsiedeln war, wollten die Ritter, darunter rund 100 Stadtzürcher, den Landleuten eine Lektion erteilen.

Hatte zuvor jeweils allein das Auftreten eines Ritters in seiner prunkvollen Rüstung gewirkt, prügeln die hungernden Landleute mit behelfsmässigen Waffen auf die unbeweglichen Ritter ein, denen sie bei Morgarten aufgelauret hatten, die effektiv gar keine Chancen hatten. Es war die erste grosse Niederlage eines Ritterheers gegen Landleute und sollte nicht die letzte sein. Fünfzig Jahre später, nach der Schlacht bei Sempach, zogen die grossen Adelshäuser die Konsequenzen aus der unangenehmen Situation, dass Ritter regelmässig von zwar einfach, aber viel zweckmässiger ausgerüsteten Landleuten besiegt, geplündert und getötet wurden: Sie kauften die unangenehmen Gegner als Söldner ein, brauchten so erstens nicht mehr gegen sie zu kämpfen und mussten zweitens nicht mehr selbst in den Schlachten Kopf und Kragen riskieren.

Erfolg erfordert Disziplin

Die Innerschweizer gewannen zwar im 14. und 15. Jahrhundert zahlreiche Schlachten, doch ihr Kernproblem lag noch immer in der Mangelernährung. Die starren Regeln, welchen die landwirtschaftliche Produktion unterlag, erlaubten weder eine Steigerung der Erträge noch eine Beschäftigung der wachsenden Arbeitskräfteschar. Um die arbeitslosen, hungernenden, herumstreunenden jungen Männer, die das ganze Land unsicher machten, zu beschäftigen, eigneten sich Schlachten ausgezeichnet. Die Überlebenden verpflegten sich mit Plündern und die Gefallenen beanspruchten keine Nahrungsmittel mehr.

Hier in Altikon und Umgebung wirkte sich dies durchaus unangenehm aus. Die Stadt Zürich beendete nämlich 1336 eine lang anhaltende Fehde zwischen Rittergeschlechtern damit, dass der eine Clan adliger Familien eine Koalition mit den aufstrebenden Handwerkerzünften einging und mit deren Hilfe den verfeindeten Clan aus der Stadt warf. Nach zwei unruhigen Jahrzehnten setzte sich das städtische Regiment durch und dieselben Familien blieben nun für nahezu ein halbes Jahrtausend an der Macht. Für die Landbevölkerung der Umgebung war diese Stärkung der Stadt unerfreulich. Zürich eignete sich fast alle Rechte im Gebiet des heutigen Kantons an und finanzierte sich zulasten der Landschaft. Als die Stadt beispielsweise im 15. Jahrhundert eine neue Stadtbefestigung bauen wollte, unter anderem mit dem Ziel, die Landbevölkerung wirksam auszusperren, musste eben diese Landbevölkerung die Befestigungsanlage mit einer Vermögenssteuer finanzieren. Wirtschaftlich entwickeln konnte Zürich sich mit dieser Abschliessungspolitik aber nur beschränkt. Erst die Freizügigkeit, die im 19. Jahrhundert eingeführt wurde, führte zu wirklichem Wachstum.

Die zahlreichen Kriege zwischen Zürich und den inneren Orten verliefen meist ähnlich: Die Innerschweizer verhielten sich nicht nach den Weisungen Zürichs, die Stadt unterband als Druckmittel die Getreidezufuhr aus Süddeutschland, die hungernden Innerschweizer griffen an, Zürich nahm den Angriff nicht ganz ernst – und unterlag daher dann und wann. So beispielsweise in den Kappeler Kriegen: 1529 boten die Zürcher den Innerschweizer Truppen bei Kappel an, sie zu verpflegen, worauf diese sich zum Rückzug bereit erklärten. In die Geschichte eingegangen ist dieses Ereignis als die berühmte „Kappeler Milchsuppe“. Die Zürcher hoben aber die Blockade nicht auf, die Innerschweizer griffen erneut an und schlugen 1531 in der Schlacht bei Kappel die nonchalanten Zürcher Truppen. Der Zürcher Reformator Zwingli liess es sich nicht nehmen, als Pfarrer in der ersten Linie zu kämpfen und verlor dabei sein Leben. Anschliessend zogen die Innerschweizer Truppen plündernd durch die Gegend.

Die Hauptmotivation mangelernährter Soldaten war jeweils das Plündern nach der Schlacht, sei es nach einem Sieg, sei es auf der Flucht. Mangelernährte Truppen haben daher meist Disziplinprobleme. Deshalb konnten die Eidgenossen ihre Siege nicht politisch nutzen, weil sie sich zu sehr auf die Kriegsbeute konzentrierten und nicht über die Disziplin verfügten, die nötig gewesen wäre, um strategische Ziele zu verfolgen.

Reiche profitieren von Missernten

Ein wesentlicher Grund für den verbreiteten Hunger in der Landbevölkerung war die noch immer gültige mittelalterliche Grundverfassung. Die Zins- und Zehntherrn allerdings lebten gut mit diesem System und sahen keinen Anlass zu Änderungen. Die Grossbauern verfügten über Zugtiere und Kühe, die ihnen erlaubten, ihre Weiderechte auszuschöpfen und von den anderen Grundbesitzern Arbeitsleistung als Entgelt für Zugtiere, Pflug, Egge und andere Geräte einzuziehen. Die landarmen Familien ohne Tiere mussten zwar bei der Bestellung der Felder mitarbeiten, erhielten aber nur einen sehr kleinen Anteil des Getreides. In guten Jahren reichte dies vielleicht für den Eigenbedarf aus. In schlechten Jahren dagegen stieg der Getreidepreis. Geld für den Zukauf von Nahrungsmitteln fehlte ihnen, sodass man – meist illegal – Waldfrüchte suchte, wilderte, hier einen Apfel und dort ein paar Kirschen oder vielleicht ein Huhn oder ein Ferkel stahl. Arme, die dabei ertrappelt wurden, erlitten meist drakonische Strafen.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts begannen sich einige gebildete Städter für die Landwirtschaft zu interessieren. Sie verfassten Schriften über die Vermischung der Erdarten, über Möglichkeiten zur Ertragssteigerung im Getreidebau, über die Vorteile des Klees und der Kartoffeln. Die aus Südamerika stammende Erdfrucht wurde erstmals 1748 in Freiburg erwähnt. Die Städter erwarteten von der Kartoffel einen Beitrag zur Linderung der Not unter der Landbevölkerung, ohne die Produktionsstrukturen wirklich ändern zu müssen. So kam es, dass aufgeklärte Städter bereits Rösti genossen, als die skeptische Landbevölkerung dieses „Schweinefutter“ noch längst verweigerte.

In der Hungersnot der 1770er wurden für besonders notleidende Familien Getreidelieferungen aus den städtischen Zehntüberschüssen veranlasst – allerdings nur, wenn das Dorf genügend Kartoffeln anpflanzte. So wurden die Landleute in einer Art Anbauschlacht gezwungen, Kartoffeln auf der Brache und in Privatgärten anzubauen, und sie kamen nach und nach doch noch auf den Geschmack.

Nach dem Zusammenbruch der alten Ordnung, als 1798 französische Truppen in der Schweiz einmarschierten und vermeintlich die Revolution in die Schweiz brachten, erwarteten die Landleute, dass die ungerechten Zinsen und Zehnten aufgehoben würden. Doch die ursprünglichen Versprechen wurden nicht gehalten. Die Feudallasten mussten für hohe Summen losgekauft werden, viele Landbesitzer verkauften, um den Loskauf zu finanzieren, ihr bescheidenes Gütlein und gingen als Industriearbeiter in die Fabrik. Damit wurde ihre Ernährungslage noch prekärer.

Natürlich musste nicht die ganze Bevölkerung darben. Die Familie Egg von Ellikon an der Thur beispielsweise war im 18. Jahrhundert reicher als die meisten Stadtzürcher Adligen, doch sie verfügten nicht über politische Rechte. Sie gingen zwar bei Ratsherrenfamilien in Zürich regelmässig ein uns aus, doch waren es schliesslich die reichen Bauern, welche massgeblich auf den Sturz des alten Systems hinwirkten.

Nahrung im Überfluss

Heute ist ausreichende Ernährung in der Schweiz kein Problem mehr, im Gegenteil. Der Freihandel erlaubt uns, alles, was wir uns wünschen, auf dem Weltmarkt zu kaufen. Das bedeutet freilich nicht, dass keine Innovationen mehr behindert würden. Wenn Privilegien bedroht sind, wehren sich Lobbys gegen Änderungen nicht weniger als früher. Von der Vereinfachung der Mehrwertsteuer bis zur interkantonalen Zusammenarbeit beim Finanzausgleich gäbe es manches Beispiel von Kämpfen gegen mutige Vorschläge zu nennen.

Ich habe hier in Altikon viele Gespräche geführt und dabei den Eindruck erhalten, dass Altikon in vielerlei Hinsicht ein Vorbild für das ganze Land sein könnte: Man kennt und hilft sich im Dorf, man pflegt Kontakte mit den Nachbarn, schliesst sich dort, wo es sinnvoll ist, mit diesen zusammen, ohne dabei die Eigenständigkeit aufzugeben. Wie mir scheint, ist Altikon damit, dass sich die Gemeinde gleichsam dem bilateralen Weg verschrieben hat, bisher gut gefahren.

Vor 2500 Jahren hat der griechische Philosoph Heraklit den berühmten Satz formuliert: „Alles fliesst“ – als hätte er die Dynamik der aktuellen heutigen technologischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen Entwicklung vorweggenommen. Die Thur erinnert täglich daran: „Alles fliesst – und man kann nicht zweimal in denselben Fluss steigen.“

Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit.